

Schon in den ersten Tagen nach dem Abfall verkündete die neue syrische Regierung die Aufhebung der Wirtschaftsreformen. Zugleich sollten aber die Agrarreformen beibehalten werden und nur in Härtefällen rückgängig gemacht werden. Wenn es auch unwahrscheinlich ist, daß allein die wirtschaftliche Situation in Syrien und die Un-

zufriedenheit über die Reformen zum Abfall Syriens führten, so zeigt doch dieser Schritt recht eindeutig, wie unpopulär diese Reformen gewesen sein müssen. Denn wäre nur das davon betroffene Bürgertum an ihrer Aufhebung interessiert gewesen, dann hätte sich die neue Regierung damit Zeit gelassen.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Was erwarten Sie vom Konzil?

Die Zeitschrift „Wort und Wahrheit“ veröffentlichte in ihrem neuesten Heft (Oktober 1961) die Antworten von 81 Katholiken aus dem deutschen Sprachgebiet auf die Frage: „Was erwarten Sie vom Konzil?“, die sie einem etwa doppelt so großen Personenkreis vorgelegt hatte. Die Schriftleitung konnte sich bei der Veranstaltung einer so heiklen Umfrage auf die Anregung des Wiener Erzbischofs berufen, der die katholische Publizistik ermuntert hat, sie möge nicht zögern, wenn sie etwas über das Konzil zu sagen habe. Daraus durfte die Ermächtigung hergeleitet werden, nicht nur die eigene Meinung zu sagen, was „Wort und Wahrheit“ in der Form einer umfangreichen Gemeinschaftsarbeit der Herausgeber (15. Jhg., S. 245 ff., 325 ff. und 405 ff.) bereits getan hat, sondern auch die Meinung anderer zu Wort kommen zu lassen. Die Schriftleitung hat es aber nicht dem Zufall anheimgestellt, wer sich zu Wort melden würde. Sie hat sich auch nicht des sozialstatistischen Schlüssels bedient, mit dessen Hilfe die Meinungsforschungsinstitute den sogenannten „repräsentativen Durchschnitt“ oder die Meinung des Herrn Jedermann zu erkunden pflegen. Beides wäre der Sache nicht angemessen und wenig nützlich gewesen. Denn in Fragen wie dieser kommt es ja nicht auf die Zahl, sondern auf das Gewicht der Stimmen an. Deshalb ist es auch zu begrüßen, daß die Teilnehmer ihre Meinung mit ihrem Namen bekräftigt haben. Aus der Liste der Namen ist zu ersehen, daß gleichwohl ein repräsentativer Durchschnitt seine Ansichten geäußert hat, nur eben ein qualifizierter.

Es ist der Beachtung würdig, in welchem Ausmaß gläubige Menschen von so verschiedenem persönlichem Profil und so unterschiedlichen Verantwortungsbereichen, die aber in dieser Sache durch ihre hohe Meinung von der Bedeutung des kommenden Konzils geeint sind, in der Beurteilung der geschichtlichen Stunde und ihres Anspruchs an die Kirche übereinstimmen. Weniger sind sie darin einig, welche konkreten Maßnahmen zur Antwort auf diesen Anspruch vom Konzil zu wünschen und zu hoffen seien, wonach sie ebenfalls gefragt worden waren. Manche Vorschläge kommen unerwartet, um nicht zu sagen ungelegen. Aber das ist ja wohl auch nicht der Sinn öffentlicher Meinung und der Meinungsäußerung in der Öffentlichkeit einer Gesellschaft, die sich der Freiheit rühmt, daß nur gesagt werden dürfte, was gelegen kommt.

Der Bericht in dieser Zeitschrift hat seinen Grund zunächst in der Achtung vor den Persönlichkeiten, die an der Rundfrage teilgenommen haben. Gemessen an ihrem gesellschaftlichen Ansehen, ihrer Stellung im öffentlichen Leben, ihrem Bekenntnis zu Glauben und Kirche, ihrer Bildung und geistigen Leistung repräsentieren sie, jeder in seiner Art, eine Elite der Katholiken des deutschen Raumes. Deshalb kann ihr Wort Beachtung erwarten, um so mehr, als

sie in ihrer beträchtlichen Zahl wahrscheinlich für sehr viele andere gesprochen haben. Zweitens scheint es zur Aufgabe der Berichterstattung über die Vorbereitungen für das Konzil zu gehören, Übersichten zu erarbeiten, die die Mannigfaltigkeit der beachtenswerten Tatsachen und Gedanken zu sichten und zu ordnen versuchen, so daß deutlicher hervortritt, was als das Wesentliche der religiösen und kirchlichen Anliegen und Probleme empfunden wird. Das Stichwortverzeichnis der vorliegenden Umfrage mit seinem Umfang von sechs Druckseiten gibt ein Bild von der Vielfalt des Materials. Darunter sind sicherlich viele Gedanken, die das Konzil nicht unmittelbar beschäftigen werden, manche wohl auch, die seitens der Verantwortlichen als indiskutabel angesehen werden dürften. Das heißt aber nicht, daß sie eigentlich gar nicht hätten geäußert werden sollen. Im Gegenteil. Sie dienen den Verantwortlichen zur Information darüber, wie der *sensus fidelium* in Wirklichkeit beschaffen ist. Und das ist es doch, was man zuallerst und ohne Illusionen wissen muß, wenn man sich über die Aufgaben der kirchlichen Leitung der Gläubigen in einer radikal gewandelten Welt Rechenschaft gibt. Will man ihnen erstlich Rechnung tragen, dann ist es notwendig, die nicht konformistischen Meinungen erst recht im Auge zu behalten; denn das Konzil will ja überzeugen und nicht etwa gleichschalten.

Die Glaubwürdigkeit der Kirche und des Konzils

Zu den Ergebnissen der radikalen Veränderung unserer Welt gehört die Tatsache, daß die Glaubwürdigkeit und Bedeutsamkeit des Wortes der Kirche, auch wenn es von höchster Ebene gesprochen wird, gewisse Bedingungen vorfindet. Das „Defizit unmittelbarer Anteilnahme weiterer Kreise“ (569) an dem bevorstehenden Konzil, das besonders durch französische Erkundungen festgestellt worden ist, wirft die Frage auf, ob es nur daran liegt, daß diese Teilnahme noch nicht genügend wachgerufen wurde, oder ob sich darin das resignierende Empfinden ankündigt: „Es wird sich ja doch nichts ändern!“ (666). Vor allen sachlichen Schwierigkeiten, die das Konzil zu bewältigen haben wird, muß es einen „Abstand des Mißtrauens“ (586) überwinden, an dessen andern Ende die Gesamtheit der nichtkatholischen Christen versammelt ist, aber keineswegs nur sie. Um dieses Mißtrauens willen, das ja auf seine Weise auch das latente Vorhandensein gewisser Erwartungen bezeugt, muß man „die große Enttäuschung fürchten, die die Christenheit befiele, wenn das Konzil nichts Entscheidendes leistete“ (627). Entweder gelingt ihm ein „Durchbruch, der es der Kirche ermöglicht, ihre Präsenz in der heutigen Welt und ihre geistliche Solidarität mit ihr überzeugend zur Darstellung zu bringen, also die alte Wahrheit von der Kirche als dem ‚Zeichen, aufgerichtet unter den Völkern‘, so für die Gegenwart zu

aktualisieren, daß man sie nicht erst lange umständlich zu beweisen braucht“, oder es führt zu einer katastrophalen Enttäuschung; denn „mit der Ankündigung des Konzils hat der Papst in fast unglaublicher Kühnheit die gesamte Kirche in einer so weitgehenden und öffentlichen Form engagiert, daß mit Gelingen oder Mißlingen unsere Glaubwürdigkeit vor der Öffentlichkeit der ‚Einen Welt‘ auf dem Spiel steht“ (575/576).

Für das Gelingen oder Mißlingen und damit für die Glaubwürdigkeit der Kirche überhaupt dürfte „der Geist, in dem das Konzil arbeiten wird“ (628), und zwar sowohl als Kennzeichen wie als Wirkursache, von entscheidender Bedeutung sein. Man kann die Besorgnis um den „Geist des Konzils“ nicht einfach mit einem Hinweis auf den Beistand des Heiligen Geistes beschwichtigen; denn die Geschichte berichtet auch von Konzilien, die, wenn man sie an ihrer historischen Aufgabe mißt, gescheitert sind, so das Fünfte Laterankonzil (628).

Das Siegel der Glaubwürdigkeit muß von der Kirche durch ihr ganzes Leben vorgewiesen werden; aber zunächst richten sich doch aller Augen auf das Konzil selbst. Es wird sich buchstäblich vor den Augen und Ohren der gesamten Welt abspielen, und zwar einer Welt, die ihre ersten Eindrücke durch die Vermittlung des Fernsehens, des Rundfunks und der Presse in beträchtlicher äußerer und wohl auch innerer Distanz empfangen wird. Das Konzil sollte, schon mit Rücksicht darauf, „in erster Linie eine Versammlung von Christen sein, eine Zeichensetzung für die Heilstat in Jesus Christus. Es darf nicht mißbraucht werden zu einem Panoptikum menschlicher Macht und Pracht... Es muß eine brüderliche Versammlung sein, die niemand ausschließt, der zu Christus gehört“ (596). Es handelt sich nicht nur um Zurückhaltung bei der Entfaltung äußerer Pracht und Rhetorik, sondern um den Geist der Liebe und Freiheit, der Einsicht und Demut. Wenigstens viermal in den Antworten auf die Umfrage wird das Verlangen nach einem Bekenntnis der Schuld, einmal auch im Zusammenhang damit nach Taten der Versöhnung ausgesprochen (586, 595, 609, 686). Wenn nun gleich ein Konzil schwerlich Taten vollbringen kann, sondern höchstens den Anstoß dazu geben, so können doch schließlich Worte eine Tat bedeuten durch den Geist, der in ihnen greifbar wird, und dadurch, daß man sie selbst schon vor dem Anschein bewahrt, „nur deklamatorische Bekenntnisse“ (598) oder „bloß theoretische Feststellungen“ (599) zu sein, statt dessen vielmehr in ihnen die Absicht deutlich macht, „vom Schein zum Sein und vom Wort zur Tat“ (655) zu kommen.

Von hoher kirchlicher Seite ist darauf hingewiesen worden, daß das Konzil kein Parlament ist, wo man Kompromisse schließt, um vom Wort zur Tat zu gelangen, und auch keine Akademie, die sich im Bemühen um Verständnis und Kontakte erschöpft, sondern die Versammlung der Lehrer des Glaubens und der Hirten der Gläubigen. Aber „wer in solcher Lage Schätze des ewigen Heils verwaltet, der ist zu der größten Anstrengung verpflichtet, damit diese Reichtümer auch aufs beste angeboten, erkannt und angenommen werden. Mehr denn je muß die Kirche ihre Bereitschaft zum Dienen, zum Mittlersein, zum Helfen und Heilen allen sichtbar kundtun, ohne falsche Machtansprüche, seien sie klerikaler oder laikaler Natur“ (659). In der Theorie zwar gibt es keinen Widerspruch zwischen der Ausübung der geistlichen Gewalt und der Geisteshaltung demütigen Dienens in ihren Trägern. Aber der Ruf nach stärkerem Bemühen um Glaubwürdigkeit kommt

offenbar doch von dem Eindruck her, daß die Synthese noch immer nicht einwandfrei gelungen und das Erbe der konstantinischen Ära (595, 623, 674) immer noch nicht aufgebraucht ist.

Daher wird an das Konzil die Forderung der „radikalen Besinnung auf das Evangelium“ (627) gerichtet: „Wenn Christus wiederkäme, was würde er zu diesem oder jenem in unserer Kirche sagen? ...“ Wird die Heilige Schrift auf dem Altar des Konzils „nur den Ehrenvorsitz haben, oder wird sie der tonangebende und wirksam steuernde Leiter dieser Versammlung sein bis in alle Kleinigkeiten hinein?“ (627.) „Rom wird erst dann wieder wirklich zur Welt sprechen, wenn es sich von der keimfreien und darum unfruchtbaren, zeitlosen und darum eholosen Latinität des Ausdrucks und der Denkart frei macht“ (593).

Da man voraussetzen darf, daß die Integrität der kirchlichen Lehre, soweit sie definitiven Charakters ist, unter Katholiken nicht angetastet oder angezweifelt wird, kann es sich bei der Aufforderung zur Besinnung auf das Evangelium nur darum handeln, daß geprüft werden soll, inwieweit die heutige Kirche vom Geist und von der Haltung des Evangeliums durchdrungen ist, seine Denkart und Sprache besitzt. Es sind vor allem zwei Phänomene, die an diesem Maßstab geprüft werden sollen; das eine geht alle christlichen Gemeinschaften, das andere besonders die katholische Kirche an.

Sind nicht der Geist der Liebe und die brüderliche Gesinnung nach dem Evangelium die Kennzeichen der Jünger Christi? „Wenn die Christen glaubwürdiger werden wollen, müssen sie das Ärgernis des Streites abstellen, wenn sie schon nicht den Skandal der Spaltung aus eigener Kraft beseitigen können“ (660). „Es ist bestimmt an der Zeit, das Gemeinsame zu betonen, das die Christen und überhaupt alle gläubigen Menschen vereint... und in der christlichen Welt mit Brüdern und Nachbarn zusammenzugehen bis zur äußersten Grenze, die ohne Selbstaufgabe vertretbar ist“ (672). Wer aber vielleicht im Hinblick auf die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland der Meinung ist, der hier berufene „Streit“ sei doch längst begraben und der „Zusammengang“ schon beinahe parade-fähig, der wird sich doch wohl fragen lassen, ob es nicht auch heute und hier noch gegenüber dem Christen anderer Konfession das gibt, was einer der Teilnehmer recht prägnant die „Angst vor dem Du in Christus“ (596) nennt, sapienti sat! Derselbe wünscht deshalb, das Konzil möge den getrennten Brüdern „in Christus glauben“ und sie ihre Interessen vertreten lassen.

Nächst dem Geist der Liebe ist die wahrhaftige Demut gemäß dem Evangelium das Zeichen, an dem der Jünger Christi erkannt wird und durch das er sich beglaubigt. Sein einziger Ruhm ist ja das Kreuz Jesu Christi. Ihm allein verdankt er sein Heil und seine Gerechtigkeit. Sein Vorbild im Leben ist der gekreuzigte, nicht der verherrlichte Herr. Eine Vorwegnahme der Herrlichkeit ist nur in der Hoffnung legitim, die ihren Ausdruck in den Kultmysterien findet, die uns dem Herrn eingliedern. Daraus folgt als subjektive Haltung das rückhaltlose Vertrauen auf den Herrn und den Vater im Himmel. Dieses Vertrauen aber ist unvereinbar mit dem Vertrauen auf die eigene Kraft und Stärke, die eigenen Leistungen und die eigene Gerechtigkeit. Darum ist alles, was nach Eitelkeit und menschlichem Selbstbewußtsein, nach Ruhmredigkeit und Großartigkeit oder gar nach Selbstgerechtigkeit und geistlichem Imperialismus aussieht, wenn es auch nur danach aussieht, ein Hindernis für die Glaubwürdigkeit der

Kirche. Niemand verkennt, daß die Kirche Vorwürfen oder Vorurteilen solcher Art ausgesetzt ist, ohne daß diese durch intellektuelle Unterscheidungen entkräftet werden könnten. Sie stützen sich teils auf das äußere Erscheinungsbild der Kirche, oftmals sogar auf reine Äußerlichkeiten, teils aber auch auf ihre Art und Weise, die Mission des Herrn auszuüben und zu erfüllen, eine Art und Weise, die als Autokratie, ja als Totalitarismus ausgelegt wird. „Das Autoritäre spielt in der Kirche von heute noch eine allzu große Rolle“, schreibt ein Konvertit. „Die Kirche müßte demokratischer werden. Hierarchie und Demokratie sind keine Gegensätze“ (608). Der Autor begründet seine Meinung mit dem Hinweis auf die Glaubwürdigkeit; denn er schreibt: „Die Autorität, die ihre Autorität nur noch aus dem Amt und der Stellung in der sozialen Ordnung erfährt, hat mit vollem Recht kein großes Gewicht mehr. Das Autoritäre, das aus einem höheren Wissen und einer größeren menschlichen Reife erfolgt, wird immer seine Bedeutung behalten.“ Vielleicht darf man die ob ihrer Terminologie für den Katholiken mißverständliche Meinung dieses Autors so verstehen, daß er die in juristischen Formen wirkende Autorität der Kirche soweit wie möglich durch eine rein moralische ersetzt wissen möchte. Der Unterschied zwischen beiden liegt nicht in der Kraft, sondern in der Anwendungsweise der Autorität, der Art, wie sie ihren Willen zum Ausdruck bringt und ihm Geltung zu verschaffen sucht. Wenn wir als Katholiken die juristische Prozedur für wirksamer und in ihrem heutigen Ausmaß für unentbehrlich halten, dann ist die Frage berechtigt, ob das nicht mit der „Latinität der Denkart“ zusammenhängt. Jedenfalls ist hier eine „radikale Besinnung auf das Evangelium“ schon dadurch geboten, daß die Waffen des Rechts stumpf geworden sind, oder wie es in einer anderen Antwort heißt, daß rechtliche „Verfügungen wohl äußerlich ausgeführt, aber innerlich nicht ernst genommen werden“ (600). Ihre Glaubwürdigkeit, die Präzision ihrer Äquivalenz mit den Geboten des Evangeliums ist vielen schon lange problematisch geworden. „Das Autoritäre“ bedroht die Glaubwürdigkeit der Kirche noch aus einem andern Grunde. Wenn und insoweit die Kirche gegen wen auch immer Recht anwendet oder geltend macht, ruft sie eine rechtskritische Argumentation auf den Plan, die in den Antworten auf unsere Umfrage an zahlreichen Stellen, teils ausdrücklich, teils implizit, an einzelnen Kirchengesetzen oder auch grundsätzlich geübt wird. An dieser Stelle sei nur die letztere erwähnt, weil sie unmittelbar die Glaubwürdigkeit zum Gegenstand hat. Sie äußert sich u. a. in dem Wunsch, „daß die Errungenschaften freiheitlicher Rechtlichkeit nicht nur in Hinsicht auf die nicht-kirchliche Gesellschaft gefordert und begrüßt, sondern auch für das eigene Leben des Gesellschaftskörpers Kirche fruchtbar gemacht werden“ (575), in der Frage, ob nicht bisweilen in kirchlichen Prozeduren „ein elementares Gebot der Nächstenliebe und der Gerechtigkeit verletzt“ (649) wird; sie ist zu hören aus der Klage, daß „im Bestreben, die Wahrheit zu retten, schon manchem treuen Sohn der Kirche gegenüber die Liebe in schwerster Weise verletzt worden“ (600) sei, wie auch aus der Bitte, die Kirche möge alles unterlassen, was „selbstgerecht wirkt und Raum für Besinnung und Buße im wesentlichen nur für die anderen offenläßt“ (606), und sie bildet den Unterton der kleinen Anfrage, wie die Kirche es in ihrem eigenen Bereich mit der Durchführung der Grundsätze ihrer Sozialenzykliken halte (702).

Der status quaestionis des Konzils ist festgelegt durch die Ziele, die der Papst ihm gesetzt hat, und durch die Gegebenheiten, aus denen diese sich ergeben haben und unter denen sie verwirklicht werden sollen. Ganz allgemein werden diese Gegebenheiten dadurch charakterisiert, daß man sagt, die Welt habe sich radikal gewandelt und die Kirche hinke hinter dieser Wandlung her. Selbstverständlich bezieht sich das nur auf die Kirche als menschliche Gesellschaft in ihrem Verhältnis zur „Entwicklung der Ideen und dem sozio-kulturellen Wandel“ (577).

Da jede Zeit zu Gott hin offen ist, wäre es falsch, die Weltwende nur negativ zu bewerten. Von einer solchen Einstellung ist es nur ein Schritt zum historischen Determinismus, und praktisch würde sie mit einer Aufforderung zum Rückzug in die noch verbliebenen Verteidigungsstellungen gleichbedeutend sein. Unter allen Antworten unserer Umfrage war auch nicht eine zu finden, die solche Kassandratöne anschlagen würde. Aber auch das Schlagwort „Anpassung“ und die Ansicht, die Kirche müsse sich der veränderten Welt anpassen, könnte Ausdruck der Resignation sein. In einer Antwort wird eine geistvolle Formulierung von P. Couturier SJ zitiert: „Le Christ ne s'adapte pas aux fidèles, il s'adapte les fidèles“ (667).

Wenn es so ist, kann die Analyse der Veränderungen in der Welt und ihrer derzeitigen Ergebnisse nicht zum Ausgangspunkt der konziliaren Erwägungen gemacht werden; sie gehört an den zweiten Platz. Zuerst muß sich das Auge auf Christus richten und untersucht werden, ob die Kirche in ihren Hirten und Gläubigen, in ihrem Verhalten zu Gott und der Welt sich für das Wirken Christi genügend offenhält. Dazu bemerkt eine Stimme, daß „wir uns der Mitte des Kerns unseres Glaubens nicht genügend bewußt sind“, die darin besteht, „daß wir von der Erlösung in Jesus Christus leben“ (667). Danach läge die Wurzel des Übels, das zu einer Erneuerung nötigt, nicht so sehr darin, daß die Gläubigen der Kirche unserer Zeit nicht brav, nicht heilig, nicht fromm genug wären, sondern darin, daß sie nicht in der Mitte ihres Herzens gläubig sind. Das wäre das Salz, das schal geworden ist, und von daher wäre zu fragen, womit man es salzen solle. Bei Gott ist ja kein Ding unmöglich.

Nun ist der Glaube, wie wir wissen, diejenige Tugend, die von allen am wenigsten manipuliert werden kann. Selbst zur Liebe kann man die Menschen leichter entflammen als zum Glauben. Er ist im eminentesten Sinn Gnade, das heißt allein von Gott zu schaffen. Und doch gibt es eine Institution der Vermittlung: das Priestertum, des Gottmenschen zuerst, sodann das der Kirche in der Adaptation an ihn und Vereinigung mit ihm. Aus dieser Erwägung heraus heißt es in der ersten von allen Antworten — ein merkwürdiger Zufall —, die zentrale Aufgabe sei in der Herausarbeitung des Priestertums zu sehen, in der priesteramtlichen Ausprägung des Corpus Christi, dogmatisch und praktisch (vgl. 573). Sicher bringt dieser Gedanke eine gewisse Einheit in so mannigfaltige und dem Anschein nach recht disparate, und doch als gleichermaßen dringend empfundene Konzilsanliegen wie die Malaise der Verkündigung, die Feier des Gottesdienstes und vor allem der heiligen Messe, die Fragen nach dem bischöflichen und priesterlichen Wirken, nach der Laienspiritualität und der consecratio mundi, nicht zuletzt die Sorge um die ecclesia der Ehe und Familie. Und er bringt sie nicht nur in

einen gedanklichen Zusammenhang, er begründet ihre reale Dringlichkeit.

Was nun die gewandelte Welt betrifft, so spiegelt sie natürlich den Mangel an Glauben wider, und das auf mancherlei Weise. Eine Stimme spricht von der „Ausklammerung des Glaubens“ (587) und erinnert an Goethes, heute scheinbar nicht mehr gültige These, daß der Konflikt des Glaubens mit dem Unglauben das eigentliche Thema der Geschichte sei. Ein anderer schreibt: „Die mir zugängliche Welt wird . . . zunehmend von einem pragmatischen Denken geprägt, bei dem eine gewisse noch vorhandene Moral die in der Leugnung unabdingbarer Werte zu sehende Ungläubigkeit verdeckt“, die der Kirche den direkten Zugang zur Welt versperre (604), was aber auch nach dieser Meinung nicht heißt, daß überhaupt keiner mehr offenstehe. Dagegen liest man auch folgendes Urteil: „Wir stehen am Vorabend der Rückkehr zu transzendenten Werten und damit einer religiösen Erneuerung . . . Der Materialismus ist überholt, die Kräfte der Geschichte fördern eine geistige Ausrichtung . . . Die Kirche muß aus der Festung hervorbrechen und Neuland erobern . . . Der Gegenstoß gilt nur dem Unglauben, den letzten Auswirkungen des überholten Materialismus“ (601). Die Schriftleitung von „Wort und Wahrheit“ selbst zieht die Quintessenz aus ihrer Umfrage in dem abschließenden Urteil: „Das Erwachen der Kirche in den Seelen ist ein Indiz einer neuen religiösen Bedürftigkeit des Menschen, die sich unter der Oberfläche der technischen Zivilisation vorbereitet“ (570).

Unter den Tatsachen, die das Antlitz unserer Welt prägen, sind so viele genannt worden, daß selbst die folgenden Andeutungen sie nicht vollständig registrieren können. Die Welt unserer Zeit ist im „Wirbel“ und „Umsturz“, im „Fließen“ und im „Übergang“ (590), nicht ausgenommen pro modo suo die Kirche: „Es wäre verhängnisvoll, wenn dieses Fließende und sich Wandelnde jetzt schon . . . fixiert und damit wieder blockiert würde. Ich hoffe vielmehr, daß das Konzil den wesentlichen Neuansätzen und Strömungen großzügige, wohlwollende Aufmerksamkeit schenkt, Pioniere ermutigt, ihnen Hindernisse wegräumt, Versuche ermächtigt, ihnen wohlwollende Kontrolle und verantwortlichen Rückhalt gibt, legitimen Raum für Experimente, Untersuchungen und Kontroversen schafft bzw. ihn schützt“ (591).

In Fluß geraten und in einem Übergang, dem es wahrlich nicht an Wirbeln und Umstürzen fehlt, ist die politische und soziale Ordnung in weiten Teilen der Welt. Es „wächst in einem grandiosen, gelegentlich furchterregenden Prozeß die Eine Welt zusammen“ (629). Doch entbehrt die Einheit, die im Werden ist, bisher jedes geistigen oder gesellschaftlichen Ordnungsgedankens. Sie bietet eher das Bild eines Kriegsschauplatzes, auf dem die Kämpfenden zu einem einzigen unentwirrbaren Knäuel zusammenschmelzen, so daß keiner mehr sich herauslösen oder heraushalten kann, vielmehr alle einem Schicksal ausgeliefert zu sein scheinen; sie ist ein Hexenkessel, eine chaotische Einheit oder vielmehr ein einziges Chaos. Den Orbis christianus als geschlossenen Raum oder auch nur als Metropolis gibt es nicht mehr (581/582). Die ganze Kirche ist zur Missionskirche (670), die ganze Welt zur Diaspora (663) geworden.

Gibt es in dieser Welt überhaupt noch etwas Gemeinsames, mit Ausnahme des technischen Apparates aller Lebensbereiche und des technisch-utilitaristischen Denkens? Geistig, meint einer der Teilnehmer, „reicht die westeuro-

päische Aufklärung bis in die fernsten Winkel des Erdraums durch den Kommunismus hinein. Eine Art globalen Jakobinismus, eine globale Jacquerie ist zur Tatsache geworden“ (582), letzte Gabe Europas an die Welt! Und so paradox das scheint, wie es in Wahrheit einem historischen Gesetz entspricht, ist diesem Jakobinertum „alles Westliche Anathema, auch die Kirche, vielleicht gerade sie, soweit der Kommunismus propagandistisch reicht. Die Folgen für die Mission sind unabsehbar, wie vor allem China zeigt“ (582).

Gibt es bei dieser Situation noch Ansatzpunkte für ein gemeinsames Leitbild? In mehreren Variationen wird eine Meinung vertreten, wie sie in den folgenden Worten zum Ausdruck kommt: „Da von den vorhandenen moralischen Elementen her noch gewisse Vorstellungen vom Humanum gemeinsam sind . . . dürfte hier der Schlüssel für den verlorenen Zugang zur Welt liegen“ (604). „Um diese Welt . . . zu durchdringen, bieten sich das Recht und seine Institutionen an, im besonderen die von der Kirche stets gehütete Lehre vom Naturrecht . . . Wie stark seine Werte im Allgemeinbewußtsein dominieren, zeigt sich daran, daß selbst Regime, die sie mit Füßen treten, sich vor ihnen verbal verneigen müssen“ (632). „Aufbau und Ausbau der gesellschaftlichen Ordnung müssen mit der kirchlichen Verkündigung und Seelsorge überall einhergehen. Dabei geht es nicht so sehr um die theoretischen Begründungen . . . sondern um die Praxis“ (574). „Wenn die Konzilsväter mir wie im Märchen einen, aber auch nur einen Wunsch gewährten, dann würde ich sie ohne Zaudern um eine feierliche Erklärung zur Menschenwürde bitten . . . Die Welt hungert nach diesen Wahrheiten“ (646). Wie um dem Einwand zuvorzukommen, daß die Kirche schließlich gesandt sei, das Evangelium zu verkündigen und nicht natürliche Wahrheiten, weist der Schreiber jener Zeilen darauf hin, daß ja der Mensch und so auch seine Würde, seine Ordnungen und Rechte vom Evangelium her in einer christlichen Anthropologie ein neues Gesicht und eine höhere Sanktion empfangen. In einer anderen Äußerung wird das so formuliert: „Die dritte Dimension von Mensch und Gesellschaft steht erneut auf der Tagesordnung: Natur und Geschichte sind nicht das Ganze des Menschen; bloßer Raum und bloße Zeit genügen nicht, ein menschliches Dasein zu führen. Das bekennt selbst noch der Kommunismus, dessen Stärke ja gerade darauf beruht, daß er Heilslehre für die Menschheit zu sein beansprucht“ (582).

Selbstverständlich kann die Kirche sich nicht mit Lehren und Erklärungen begnügen; sie muß auch hierin versuchen, „vom Wort zur Tat“ zu kommen. Dazu ist es notwendig, daß sie sich selbst „durch geeignete, wirksame Erneuerungen in der Organisation und Struktur für alle Menschen als die Weltkirche deutlich sichtbar macht“ (588), was bisher „ihrer äußeren Gestalt nach“ noch nicht genügend geschieht. Sie darf aber das Ringen um den Geist der Welt von morgen auch nicht in großartigem Alleingang durchführen wollen. Wenn je, dann ist dafür die „Zusammenarbeit aller Menschen guten Willens“, um die schon Pius XII. erworben hat, die „Solidarität der Katholiken mit allen Christen und allen religiös verwurzelten Menschen“ (575) vonnöten. „Wenn es schon nicht wahrscheinlich ist, in absehbarer Zeit die Einheit im Glauben zu erreichen, so sollte doch die durchaus mögliche Einigung in der Verteidigung gegen die gemeinschaftliche Bedrohung durch das politische Atheistentum angestrebt werden“ (681). Nur „spiritualistische Schwarmgeister“, die davon reden, daß „wahres Christentum nur in der Verfolgung

gedeihe“ (681), können sich dieser Notwendigkeit verschließen. „Das kommende Konzil sollte die Gemeinschaft der Christen als eine politische Kraft (im Sinne von ‚staatenordnend‘) erscheinen lassen!“ (636).

Der Alternative Ost-West müßte eine „Internationale der Christen aller Rassen, Kulturen, Kontinente“ (637) die Dritte Kraft entgegenstellen. Wenn man die Aktionseinheit aller Christen anstrebt, dann muß man freilich gegenüber den getrennten Brüdern „von ihrem Selbstverständnis ausgehen“ (694), „das Gemeinsame betonen“ (672) und „keine Einladung von vornherein abschlagen“ (672).

Die Existenz einer pluralistischen Gesellschaft, „d. h. einer Gesellschaft, in der die Kirche nicht mehr allgemein als Lebensprinzip anerkannt wird“ (610), ist eine Tatsache, die ebenso wie die Tendenz zur Einen Welt zu den prägenden Merkmalen unseres Zeitalters gehört und als solche anerkannt werden muß, wenn eine „Gemeinschaft aller christlichen Stände und Nationen“ (640), und erst recht wenn eine Aktionsgemeinschaft aller Gutwilligen, aller derjenigen, die an transzendente Werte, schließlich also an Gott glauben, realistisch angestrebt werden soll. Das heißt nicht weniger, als daß der Versuch gemacht werden muß, den dogmatischen Anspruch der alleinigen Legitimität mit der von Pius XII. prinzipiell zugestandenen echten Toleranz glaubwürdig und konkret zu vereinbaren. Zunächst wohl muß die Kirche „entschlossen darauf verzichten, mit irgendwelchen weltlichen Mitteln ihre Sendung an die Welt durchzusetzen“ (595). „In der Welt von morgen wird die geistig aktive Jugend nur eine Kirche anerkennen, die alles kirchenstaatliche Denken überwunden hat“ (662).

Noch ein letztes Kennzeichen unserer Zeit wird mehrfach hervorgehoben: ihr von der positiven Wissenschaft, an erster Stelle der Naturwissenschaft inspiriertes Weltbild oder, wenn dieses Wort zu hoch gegriffen sein sollte, ihr naturalistisches Denken. Um nur beispielsweise anzudeuten, wie die geistige Situation beurteilt wird, seien zwei Äußerungen zitiert: „Die Jugend von morgen wird weder einen alttestamentarischen ‚Stammesgott‘ noch einen mittelalterlichen ‚Gott-König‘ noch einen Gott, ‚der über den Wolken thront‘, anerkennen. Sie wird sich unter Gott nur einen Geist vorstellen, wenn ihr nicht schon ‚vorstellen‘ vermessen und inadäquat vorkommen wird“ (662). Und: „Das, was mir, und nicht nur mir, am schwersten fällt, ist das ‚sacrificium intellectus‘ . . . Die Spanne dessen, was einem Menschen der Gegenwart intellektuelle Einsicht auch dort erschwert, wo der Intellekt gar nicht störend, sondern eher disziplinierend wirken müßte, reicht vom Wallfahrts-Betrieb über die damit zusammenhängenden Wunder bis zu eschatologischen Vorstellungen, deren Bildkraft noch aus dem Mittelalter stammt. Ist es eine Vermessenheit, vom Konzil zu erhoffen, daß es Gestrüpp rodet, um an Lichtungen zu gelangen?“ (637). Wenn man nicht die „Einheit von Glauben und Wissen“ wieder anbahnt — und das bezieht sich vor allem wohl auf die Exegese und die Ethik —, dann müßte die Kirche schon in der Lage sein, den Geist des Menschen von heute zu zertrümmern, um den von morgen zu gewinnen (vgl. 640) — und in dieser Lage ist sie weniger denn je.

Die Struktur der Kirche

Bei dem nun folgenden Überblick über die konkreten Maßnahmen und Stellungnahmen, die in den Antworten auf die Wiener Umfrage erhofft und gewünscht werden, zeigt

sich, daß sie trotz ihrer Mannigfaltigkeit und manchmal auch Gegensätzlichkeit darin übereinstimmen, daß die erwarteten Reformen keine „Konzession an irgendeinen Zeitgeist“ (573) machen und nicht in Richtung auf ein „falsches, modernistisches Appeasement“ (579) laufen mögen. Ja das Verständnis für die Vorsicht, mit der eine so verantwortungsbeladene Instanz wie das Konzil seine Entscheidungen treffen muß, geht noch weiter in dem Wunsch, es „sollte nicht der Eindruck des Experimentierens entstehen“ (673) oder der einer „Technisierung der Kirche“ (674); denn der Not des Menschen könne seitens der Kirche nur geholfen werden „durch die große Gegenposition des Glaubens in seiner Innerlichkeit“ (674). Man darf also unterstellen, daß alle Vorschläge in diesem Geist interpretiert werden wollen. Sie zielen auf eine „Umformung des Akzidentellen, um der heutigen Menschheit den Zugang zum Essentiellen zu erleichtern“ (578).

Nur in diesem Sinne ist die an und für sich sehr kühne Behauptung gemeint: „Die Struktur der Seelsorge als Ganzes ist nicht auf der Höhe der Zeit“ (579). Sie kritisiert allerdings nicht nur die Seelsorgsmittel und ihren mangelhaften Gebrauch, sondern die kirchliche Struktur. Gerade wenn man an die weltweite Einheit der Kirche denkt und an die Tendenz der heutigen Welt zur Einheit, dann stellt man fest, daß „von einem internationalen Solidaritätsbewußtsein der Katholiken noch keine Rede sein kann“ (580). Wenn das vielleicht auch insofern nicht ganz zutrifft, als die Solidarität aller Katholiken mit dem Papst doch auch ihr Einheitsbewußtsein bezeugt, so ist doch die „horizontale Dimension“ der Kirche weder organisatorisch noch geistig genügend entwickelt. Man könnte dasselbe auch biblisch ausdrücken und feststellen, daß die patriarchalischen Strukturelemente zu stark, die fraternen — im Sinne des Herrnwortes: „Ihr alle seid Brüder“ — dagegen zu wenig entwickelt seien.

Wie zu erwarten, kommt die Rede in diesem Zusammenhang auf das Verhältnis zwischen dem Papst, genauer gesagt, zwischen der Römischen Kurie und den Bischöfen, das einer zuweilen recht scharfen Kritik unterzogen wird (vgl. 599/600). Zwar darf eine gewisse Selbstbeschränkung der Kurie zugunsten erweiterter Selbständigkeit der Bischöfe die Einheit nicht gefährden. „Gerade wer nach einer Stärkung des Bischofsamtes, einer größeren Selbständigkeit der Diözesen verlangt, wird darum besorgt sein müssen, daß der Zusammenhang mit dem Ganzen gewahrt bleibt, daß das Petrusamt als Symbol und Garant der Einheit ebenso gesichert und wirksam ist“ (595). Es darf nicht „zur Ausweitung eines anachronistischen Diözesanpartikularismus“ (580) kommen. Im Gegenteil: ein sehr viel ernsthafterer „Lastenausgleich“ (580) zwischen den einzelnen Gliedern der Weltkirche ist notwendig. Dieser aber wird sowohl durch partikularistisches wie auch durch zentralistisches Denken gehindert. „Den wirtschaftlich und politisch sich abzeichnenden Großräumen der Welt müßten regionale Zusammenschlüsse und tatkräftige Querverbindungen der Bischöfe untereinander entsprechen“ (593). Solche Institutionen, mit wirklicher Gewalt ausgestattet, würden nicht nur den in ihrer Vereinzelung schwachen Bischöfen mehr Gewicht gegenüber der Römischen Kurie geben (661), sondern ihnen auch persönlich eine größere Verantwortung auferlegen und endlich auch ihre Stellung in der außerkirchlichen Gesellschaft stärken. Eine größere rechtliche Bewegungsfreiheit der Bischöfe und Bischofskollegien hätte besonders große Bedeutung für die Missionen (588), und auch außerhalb der Missionen wäre sie der

gegenwärtigen Übergangssituation angemessen (590). Eine Stärkung des bischöflichen Amtes in der Praxis ist gleichbedeutend mit der stärkeren Hervorhebung der Vielfalt in der Einheit der Kirche. Im gleichen Sinne würde sich eine weitere Internationalisierung des Kollegiums der Kurienkardinäle und höheren Kurialbeamten auswirken (626), das für die Weltkirche nicht repräsentativ ist.

Die eindrucksvollste und wirksamste Steigerung würde dem Kollegialprinzip zuteil werden, wenn die Römische Kurie auf ihr praktisch exklusives Recht zur Ernennung der Bischöfe verzichtete. Dieser Gedanke wird wiederholt ausgesprochen oder angedeutet (vgl. 576, 585, 608, 679).

„Wichtig scheint mir, daß der Bischof als Nachfolger der Apostel im gläubigen Bewußtsein des Volkes lebendig gegenwärtig ist. Dazu wäre es aber wohl notwendig, daß schon die Wahl und Ernennung des Bischofs aus der bürokratischen Anonymität geheimer Listen usw. herausräte, in der sie heute steht, und daß die öffentliche Meinung einer Diözese wirklich ins Gewicht fiele. Der Konsekration sollte eine wirklich ausschlaggebende Wahl des Bischofs durch Repräsentanten der Diözese vorausgehen“ (679). Selbstverständlich müßte, was in diesem Vorschlag auch ausdrücklich bemerkt wird, eine solche Wahl der Bestätigung durch den Papst bedürfen, und sie könnte wohl auch durch eine Mitwirkung der Regionalbischöfe wie in altkirchlicher Zeit ergänzt werden. Es wird wohl immer als einer der markantesten Züge des römischen Zentralismus empfunden werden, daß die Auswahl der Bischöfe zwar formell und in wichtigen Fällen auch tatsächlich vom Papst, in der Regel aber im Staatssekretariat oder von der Konsistorialkongregation getroffen wird.

Auch in bezug auf das Verhältnis der Bischöfe zu ihrem Klerus und Volk werden zahlreiche Wünsche vorgebracht.

„Der Bischof sollte wirklich wieder der Älteste einer großen Familie werden, die nicht größer sein sollte, als ein väterliches Herz umfassen kann. Damit der Bischof seine geistliche Vaterschaft glaubwürdig verwirklichen kann, sollte erwogen werden, die Diözesen möglichst zu vermehren... Das bedeutet ein entschiedenes Abgehen vom landesfürstlichen Denken, dem heute keine geschichtliche Wirklichkeit mehr entspricht“ (698). „Der Bischof sollte auf seine zentralen Funktionen zurückgehen dürfen“ (698), wozu unmittelbare Seelsorge und Unterweisung gehören. Es sollte der weite gesellschaftliche Abstand beseitigt werden, über dem er thront (574), es sollten hier Schranken niedergelegt und statt ihrer „freier Zugang und menschliches Vertrauen ermöglicht“ (591) werden. In diesem Zusammenhang muß bemerkt werden, daß eine beträchtliche Zahl von Stimmen für eine wirklich durchgreifende Vereinfachung des Protokolls und Zeremoniells in den höheren Rängen der Geistlichkeit spricht, die nicht aus dem Evangelium, sondern aus einer höfischen Tradition stammen und sich heute wie eine Kruste um das Amt der Apostel legen (660).

Der Bischof ist, allerdings in einem eingeschränkten Sinne, Vater seiner Gläubigen. Die Einschränkung liegt, von der Sache her betrachtet, darin, daß er es nicht mit unmündigen Kindern, sondern mit mündigen Söhnen und Töchtern zu tun hat, woraus sich eine gewisse Annäherung an ein brüderliches Verhältnis ergibt. Einem solchen Verhältnis würde es entsprechen, daß der Bischof nicht schlechterdings autokratisch verfährt, sondern sich des Rates seiner Familie bedient, womit seine Entscheidungsgewalt nicht angetastet wird. Die bischöfliche Kurie unterscheidet sich von einem wirklichen „Beirat“, wie er in einem derartigen

Vorschlag genannt wird (576), d. h. von einem Senat wesentlich dadurch, daß sie aus ganz und gar vom Bischof abhängigen Beamten und daß sie zweitens nur aus Geistlichen besteht.

Einen breiten Raum in den Gedanken zu unserer Umfrage nimmt das priesterliche Amt ein. Wie sich das aus der Reflexion über den Mittlerdienst des Priestertums (vgl. oben S. 77) ergibt, besteht eine breite Übereinstimmung darüber, daß die Funktion des Priesters innerhalb der Kirche und in Hinsicht auf die Ausbreitung des Reiches Gottes einen unersetzlichen Wert hat und daß alles getan werden sollte, um diesen Wert so stark und rein wie möglich zur Geltung zu bringen. Vielleicht ist dieser Wunsch und die Richtung des Weges zu seiner Verwirklichung am prägnantesten von jenem gelehrten Konvertiten formuliert worden, der vom Konzil erwartet: „erstens, daß es die Priester von neuem zu dem Kern ihres priesterlichen Amtes hinführt und ihnen auch für das Wirken in der Mitte ihres Dienstes Raum schafft... , zweitens daß es die Priester und das Volk von neuem zur würdigen und frommen Feier der heiligen Liturgie anhält... , drittens daß es die Priester an das lange geringgeachtete und vernachlässigte andere ‚Brot im Heiligen Geist‘ (Ambrosius) mit allem Nachdruck erinnere und ihnen seine einfache, im echten Sinn geistliche Auslegung der Bibel nahelege...“ (664/665). Dafür sind die Priester geweiht worden, und das sollen sie tun, so plädieren wohl alle ohne Ausnahme, die überhaupt zu diesem Thema das Wort genommen haben. Das bedeutet eine Entlastung der Geistlichkeit von den peripheren Aufgaben, ja sogar, soweit notwendig, von wesentlichen Aufgaben, die aber auch durch Laien wahrgenommen werden können, und eine Vergeistlichung des priesterlichen Lebens und Wirkens.

Diese Vergeistlichung fordert nach Meinung eines alten, hoch angesehenen Priesters, „daß das Gebet des Priesters radikal erneuert wird. Wer fünfzig Jahre das Brevier gebetet hat und das Latein (gerade auch der Vulgata!) liebt, tut sich schwer, einen solchen Satz zu schreiben. Aber ich weiß, daß ich ständig mit einer Fiktion arbeiten muß, abgesehen davon, daß es den Tag, den das Brevier voraussetzt, heute in der Großstadt überhaupt nicht mehr gibt. Die Spiritualität des Weltpriesters braucht eine andere Nahrung als die formale ‚Lesung‘ des auf fiktive Stunden verteilten Breviers“ (595). Noch ein anderer Hinweis sei hier erwähnt, wiewohl er in ganz anderer Weise auf die Konzentration des priesterlichen Wirkens gerichtet ist: daß die Gemeinschaft im priesterlichen Sein und Wirken wieder angeregt werde, wenn schon nicht als *vita communis*, dann doch als *team-work* (577).

In dieser Berichterstattung kann nicht übergangen werden, daß mehrere Stimmen sich mit Gründen für eine Revision der Zölibatgesetzgebung ausgesprochen haben. Da indes der Konzilssekretär bereits erklärt hat, daß hieran mit Sicherheit nichts geändert werden wird (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 392), kann es bei dieser Erwähnung bleiben.

Was nun endlich die Laien betrifft, so herrscht der Eindruck vor, daß der Laie in der Kirche „im vollen Ernst nicht gefragt ist“ (635). Diese Äußerung bezieht sich allerdings auf das Konzil, und in dieser Beziehung ist sie unbestreitbar richtig. Aber auch sonst haben nach der hier vorwiegenden Meinung die Laien in der Kirche nicht viel zu bedeuten. Allen gegenteiligen Sprachregelungen zum Trotz ist diese, soziologisch betrachtet, eine „Klerikerkirche“ (634). „Mündigkeit des Laien im wesentlichen ein

Schlagwort“ (631). „Man spricht zwar von der Mündigkeit des Laien, erkennt sie aber in der Praxis nicht an. Ja, man stellt neben den in der Öffentlichkeit arbeitenden Laien gleich einen Geistlichen, angeblich, um ihn theologisch zu beraten, wogegen nichts einzuwenden wäre, in Wirklichkeit aber, um ihn zu beaufsichtigen“ (671).

Dennoch ist der gläubige Laie „weder Sektierer noch Rebell“ (635). „Aber sein kirchliches Bewußtsein hat sich ständig mit der Wirkung von Enttäuschungen auseinanderzusetzen, und das ist diesem nicht eben förderlich... Möglicherweise zieht sich seine Zugehörigkeit zur Kirche auf deren inneren Kern zurück“ (635). Doch ist von einer solchen Resignation auf den Blättern dieses Symposions noch nichts zu spüren; man hofft auf das Konzil. Die Hoffnungen lassen sich, wie es scheint, in zwei Gedanken zusammenfassen.

Der erste bezieht sich auf eine andere Haltung und Einstellung der amtlichen Repräsentanten der Kirche gegenüber den Laien, auf ein „größeres brüderliches Miteinander“ (577). Dafür spricht nicht nur die Mahnung Christi: „Ihr alle seid Brüder!“ (Matth. 23, 8; 660), sondern auch die Erwägung, daß es neben den Ämtern in der Kirche auch Charismen gibt, die jedem Gläubigen zuteil werden können. „Nichts notwendiger als eine Theologie der Charismen. Die sieben Gaben des Heiligen Geistes wurden lange genug spiritualisiert. Handelt es sich in ihnen nicht einfach um die Organe (Fühler!) für christliche Weltbegegnung?“ (596/597).

Der zweite Gedanke liegt in dem Verlangen nach wirklicher Verantwortung. „Die Kernfrage ist, ob Laien, sofern es nicht um allein dem Priestertum vorbehaltenen Aufgaben geht, das Mandat gegeben wird, die Kirche zu repräsentieren... ob es begründet ist... daß die Laien bloß das Hilfspersonal sind“ (580). Ämter und Aufgaben, die den Laien übertragen werden könnten, werden manche genannt. Auch ein Mitspracherecht der Laien in der Kirche wird erwogen, zunächst auf der Ebene der Pfarrgemeinde (650). Ein anderer Teilnehmer hält nicht viel von einer Laienvertretung dieser Art; denn „eine die Nasen zählende Formaldemokratie hat in der Kirche keinen Platz. Der Laie, der wirklich etwas zu sagen hat, soll richtig gehört werden... Die Dualität von ‚Papst‘ und ‚Kaiser‘ hat es in der Christenheit immer gegeben. Eine Synthese gehört also auf die Spitze und nicht auf die Grundfläche der Pyramide“ (626). Sie würde heute vielleicht, so heißt es in dieser Äußerung, durch Professoren der Theologie aus dem Laienstand oder sogar durch Kardinäle zeitgemäß verwirklicht werden. Ein anderer denkt an einen Beirat von Laien auf allen Stufen der Hierarchie (576). Es geht um die Frage, warum das hierarchische Prinzip so ausgelegt werden muß, daß als formelle Repräsentanten der Kirche ausschließlich Kleriker zugelassen sind, angefangen von den Nuntien (594) bis zu den Referenten für „alles und jedes“ (596).

Es sollte nicht allein der Mangel an Priestern sein, der den Maßstab dafür bildet, wieweit man Laien um ihren Dienst in der Kirche bittet. Das hieße aus der Not eine Tugend machen. An und für sich ist der Laie zu weltlichem Stande — das heißt für den Christen zur Heiligung der Welt — gerufen (620). Der Halbgeistliche ist keine Idealfigur. Der Laie sollte vielmehr die Kirche in den weltlichen Bereichen, dort aber voll verantwortlich repräsentieren. Wenn er jedoch eine Tätigkeit im engeren kirchlichen Bereich des Kultus und der Verkündigung oder der kirchlichen Administration übernimmt, sei es, weil nicht

genügend Kleriker dafür zuhanden sind, sei es, weil die Funktionen, zu denen der Laie gerufen wird, ihrer Natur nach mit der Weihe nichts zu tun haben, dann sollte er auch dieselben Rechte und Chancen haben wie die vergleichbaren Kleriker. Es ist nicht einsichtig, warum auch in solchen Fällen immer ein Priester über dem Ganzen schweben und den ersten Platz einnehmen muß, handle es sich nun um kirchliche Schulen, Caritasinstitute, Vermögensverwaltungen oder dergleichen. Diese Übung ist es, die das Ressentiment gegen die „Klerikerkirche“ mit Nahrung versieht.

Wenn aber das hierarchische Prinzip auch in Zukunft so verstanden und angewendet werden soll, daß die Kirche, soweit nur immer möglich, durch Kleriker repräsentiert wird, dann gibt es wegen des Priestermangels, der sich sowohl infolge steigenden Personalbedarfs als auch infolge des Schwundes an Nachwuchs immer mehr und fühlbarer bemerkbar macht, wohl keinen anderen Ausweg als den Versuch zu einer Wiederbelebung des Diakonates, der denn auch von vielen Stimmen zu unserer Umfrage empfohlen wird (vgl. Stichwortregister). Die Erneuerung dieser apostolischen Institution, die heute nur noch einen blassen Symbolwert besitzt, kann auf zweierlei Weisen vor sich gehen, die beide Vorbilder in der Kirchengeschichte haben: man kann sich darauf beschränken, Diakone heranzubilden und einzusetzen, wo die Priester nicht ausreichen und durch Hilfskräfte ersetzbar sind, so etwa in Missionsgebieten und Missionsbereichen; man kann aber auch den Diakonot als eine eigene Form des klerikalischen Standes neben dem Presbyterat und als einen Stand von eigener Bedeutung und Funktion wieder aufleben lassen.

Das Problem der kirchlichen Struktur hat, wenn es heute zur Diskussion gestellt wird, nur wenig mit ideologischen Neigungen, mit Papalismus, Episkopalismus, Laizismus oder dergleichen zu tun. Es handelt sich um eine Lebensfrage für die Kirche, wenn man in menschlichen Begriffen denkt. Mit ganzer Schärfe stellt sie sich in Lateinamerika. Mehrere Autoren, darunter solche, die mit den Verhältnissen in diesem Erdteil gut vertraut sind, weisen darauf hin, daß in Südamerika der Glaube des dritten Teils aller Katholiken auf der Welt durch die Gefahr des äußeren Umsturzes und die noch größere des inneren Absterbens bedroht wird. „Keine Aufgabe ist dringender“, so heißt es einmal, als diesem Erdteil religiöse Hilfe zu bringen. Aber wenn sie diese Aufgabe erfüllen will, „wird die Kirche nicht nur an Ort und Stelle neue Seelsorgsmethoden und eine elastischere Pastoral anwenden, sondern gerade die Länder der alten Christenheit zu opferbereiter Solidarität aufrufen müssen“ (593).

Das kirchliche Leben

Wie die Kirche selbst mit ihrem ganzen Sein und Wirken, so werden auch alle Entscheidungen des künftigen Konzils, die lehrhaften wie die praktischen, sich am Vorbild des guten Hirten orientieren, der von sich sagte: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh. 10, 10). Wenn im letzten Abschnitt dieses Berichtes auf einige Probleme des kirchlichen Lebens hingewiesen wird, die in der Umfrage zur Sprache gekommen sind, dann handelt es sich nur um konkrete Anwendungen der bereits dargestellten Grundgedanken, die geeignet sind, diese nochmals zu unterstreichen.

Eine erste Sorge gilt dem geistigen Lebensraum und der Atmosphäre in der Kirche. „Es wäre ein Bedürfnis, die

Kirche weniger als ‚moralische Anstalt‘, fixiert auf Fragen der Disziplin und des Sextum, zu sehen, sondern als Liebesgemeinschaft, weitherzig und großzügig, weniger Irrtümer verurteilend als Möglichkeiten fördernd. Von einer stärkeren Betonung einer Theologie der Liebe und der Freiheit und einem intensiveren Ausdruck der Brüderlichkeit her sollten alle Probleme angegangen werden“ (578). Durchaus nicht vereinzelt wird die Meinung geäußert, die an einer Stelle in einem Zitat folgenden Ausdruck findet: „Wieviel entbehren wir in der katholischen Christenheit, indem wir die echt evangelische christliche Freiheit und Selbstverantwortung in den Bereichen des geistigen Lebens in einem Maße einschnüren, wie es weder die Väterzeit noch das Mittelalter kannten“ (650). Einer anderen Persönlichkeit „erscheint ein neues, gesundes Klima gegenseitigen Vertrauens und wahrhaft freien Gedankenaustausches als der einzige Weg, dem verhängnisvollen Anschwellen der ‚subkutanen Häresie‘ zu begegnen, die sich in der Atmosphäre von Verdächtigung, Enge und vorschnellen Verboten unweigerlich den Methoden der Flüsterpropaganda, der Cliques- und Konventikelbildung und den publizistischen Ausweichmanövern zuwendet, sehr zum Schaden der Kirche und des Glaubens. Zugleich wünschte man sich, die Wachsamkeit in diesem Punkt möge sich mindestens so sehr auf ‚rechtshäretische‘ Strömungen erstrecken wie auf andere“ (592).

Freiheit wird vor allem für die Wissenschaft gefordert. Ein Teilnehmer schreibt: „Das gilt meines Erachtens besonders von der Exegese, die seit fünfzig Jahren ungeheure Fortschritte gemacht hat, aber um den Preis steter Angst, verurteilt zu werden“ (615). Unbestreitbar ist die Abwesenheit von Angst ein elementares Merkmal jeder Freiheit, die diesen Namen verdient, wie sehr auch gerade gegenüber der Freiheit die „Unterscheidung der Geister“ (694) angebracht ist. Was dabei herauskommt, wenn man Angst haben muß, eine fundierte Meinung vorzutragen, das ist mit dem Ausdruck „publizistische Ausweichmanöver“ gekennzeichnet worden. Auch für die übrigen philosophischen und theologischen Disziplinen wird das Recht gefordert, der „Geschichtlichkeit des menschlichen Daseins und damit des Denkens“ (682) Rechnung tragen zu dürfen, weil nur so ein „Gespräch mit dem Geist der Zeit“ (682) zustande kommen kann. Wenn die Kirche ihre Heilsaufgabe gegenüber unserer Zeit ernst nimmt, „kann dann kirchliche Lehre sich noch weiterhin in einer Phase dieser Geschichte, im aristotelisch-thomistischen Denken fixieren unter dem Schein einer zeit- und geschichtslosen Wahrheit desselben?“ (707).

Die Freiheit der Wissenschaft wird nicht als Selbstzweck gefordert, sondern deshalb, weil ein „rationalistisch deduziertes System von Glaubenswahrheiten“ eine Verkündigung zur Folge hat, die gerade bei denen, die sie am nötigsten hätten, weil sie „am Rande“ stehen, ihre Wirkung verfehlt. Das wird sowohl von den Glaubenswahrheiten wie von der Sittenlehre behauptet (vgl. bes. 676/677).

Diejenige Institution in der Kirche, die auf eine große Zahl von Teilnehmern an dieser Umfrage wie das Symbol von Unfreiheit und Erstarrung wirkt, ist selbstverständlich der Index in seiner heutigen Gestalt. Was aber den Prozeß der Indizierung betrifft, so gibt er Veranlassung zu der Frage, wie sich das mit den einfachsten Regeln der Gerechtigkeit vereinbaren läßt. Man wird kaum fehlgehen mit der Feststellung, daß der Index die am häufigsten und heftigsten kritisierte Einrichtung ist, wovon sich jeder mit Hilfe des Stichwortregisters leicht überzeugen kann.

Wenn man die innerkirchliche Situation, die sich aus der Spannung zwischen Lehramt und Wissenschaft, zwischen intellektuellem Gehorsam und persönlichem Urteil ergibt, mit einem Satz charakterisieren will, dann dürfte die folgende Feststellung vielleicht zutreffen: „Modernismus wie Integralismus haben bis heute keine innerlich überwindende Antwort empfangen, während sie im geheimen weiterschwelen. Hier läge eine wahre Aufgabe des Konzils“ (656).

Von ganz anderer Art und doch auch ein eminenter Faktor des kirchlichen Lebens in unseren Tagen, ein Faktor der Kraft wie der Sorge, sind Ehe und Familie. Es fällt geradezu auf, wie viele und wie ernste Gedanken diesem Thema gewidmet worden sind. Seine Wichtigkeit und Tragweite wird angesprochen mit der Feststellung: „In der totalitären Welt ebenso wie in der wirtschaftsmaterialistischen ist die Ehe neben Eucharistie und Taufe jenes Sakrament, das vielen erst ein Bestehen und Überleben ermöglicht“ (581). Wenn das wahr ist, dann scheint auch die Forderung berechtigt: „Die Seelsorge müßte die Sorge um die Familien . . . in die Mitte ihres Denkens und Handelns stellen“ (612). Um so erstaunlicher liest man dann aber: „Die Überbetonung des Standes der Räte und der Naturstände hat in der Praxis dem einzigen sakramentalen Stand der weitaus meisten Laien Bedeutung und Ansehen genommen“ (657).

Es wird also vom Konzil eine „Aufwertung der Ehe“ (658) in der Kirche erwartet. Dazu bedarf es einer Theologie des Ehestandes und der Familie (611). In einer Äußerung zu der Umfrage wird mit schreckenerregender Deutlichkeit aufgezeigt, „wie konsequent die Wissenschaft und Lebensanschauung unserer Zeit sich darin übertreffen, die geistigen Grundlagen von Ehe und Familie zu zerstören (668/687). Sogleich aber wird die Frage akut, ob das, was die Kirche zur Ehe zu sagen hat und für sie und die Familie tut, als Antwort auf diesen massiven Angriff genügt. Mit moralischen Vorschriften, so lesen wir (657), ist es nicht getan. Anders ausgedrückt: Die katholische Ehemoral sollte „im vollen und ausdrücklichen Bewußtsein der modernen soziologischen Gegebenheiten und unter Zugrundelegung eines wahrhaft personalen Begriffes von der ‚Natur des Menschen‘ so formuliert werden, daß sie für den, der der Frohen Botschaft glaubt, im Zusammenhang mit dieser verstanden werden kann“ (678). In diesem Zusammenhang sei bemerkt, daß die „Berufung auf die Natur zur wissenschaftlichen Untermauerung von Glaubens- und Sittenlehren“ (677) mitunter im Verdacht einer etwas eiligen Begriffsbildung steht. In diesem Sinne wird um „die Ausarbeitung wahrhaft überzeugender naturrechtlicher Gründe gegen die künstliche Empfängnisverhütung“ ersucht; denn „um den meisten Ehen ein so schweres Kreuz aufzubürden, muß man auch ein lückenloses Argument offerieren“ (625). Von der Theologie der Ehe wird erwartet, daß sie „den zweiten und die weiteren Ehezwecke positiver formuliert. Es geht nicht nur um die Ordnung der Begierden. Vielmehr handelt es sich um die den meisten Menschen gegebene Chance der konkreten Liebeserfahrung und damit auch um einen möglichen Weg zur Gottesliebe und zum Kirchenverständnis“ (581). Als Ansatzpunkt für die Theologie der Familie aber wird der Gedanke geäußert: „die Familie sei viel mehr und in einem unmittelbarerem, existenziellen Sinne Kirche als die Pfarrgemeinde“ (611).

Im Interesse einer Aufwertung der Ehe wird von mehreren Seiten auch der Wunsch geäußert, die Kirche wolle das

Mischeherecht überprüfen (so 591, 602, 684). Freilich gibt es auch andere Stimmen (so 625).

Als letztes Beispiel für die Fragen des kirchlichen Lebens, die an das Konzil herangetragen werden, sei in diesem Bericht das Problem der Liturgiereform erwähnt. Es wird in vielen Äußerungen berührt und mit Vorschlägen bedacht, die bis in einzelne gehen, so daß man willkürlich verfahren müßte, wenn man in Auswahl berichten wollte. Nur zwei Ausnahmen möge der Leser bewilligen: die Notiz der Hoffnung, daß die liturgischen Reformen mit „einer psychologischen und psychometrischen Durchleuchtung der menschlichen Andachtskapazität“ (625) verbunden werden mögen, und des Wunsches: „Unser Gottesdienst muß wieder so werden, daß er in seinen wesentlichen Grundstrukturen auch dem Uneingeweihten verständlich wird“ (576). Was seine Sprache betrifft, ist es kaum möglich, zu sagen, ob die Gründe pro oder contra linguam Latinam schwerer wiegen.

Die Wiedervereinigung der Christen

Wenn man die Wiener Umfrage ein wenig anders formuliert und nicht so realistisch nach den Erwartungen, sondern nach dem innersten Herzenswunsch gefragt hätte, den die Gläubigen mit dem Konzil verbinden — wenn sie auch wissen, daß er noch nicht in Erfüllung gehen wird, sicherlich hätten sehr viele geantwortet: die Wiedervereinigung der Christenheit. Zu den auffallendsten Reaktionen auf die Ankündigung des Konzils gehört doch wohl, daß das Anliegen der Wiedervereinigung seit dieser Zeit, mindestens unter den mitteleuropäischen Katholiken, ein Echo findet, das es nie zuvor gehabt hat. Davon zeugen auch die Stimmen zu unserer Umfrage. Sie bestätigen, was schon im Text der Rundfrage festgestellt wird, daß die Initiative des Papstes sich gerade in dieser Hinsicht als providentiell erwiesen hat, daß der Gedanke der Wiedervereinigung sichtlich in die Konzilsarbeiten hineinwirkt und daß er auch unter den getrennten Christen neue Kräfte engagiert hat (571). Keine andere Konzilsbehörde ist so allgemein willkommen geheißen worden und wird so aufmerksam beobachtet wie das Sekretariat, das diesem Ziel zu dienen bestimmt ist. Wenn man inzwischen auch eingesehen hat, daß dahin ein sehr weiter und menschlich unermesslicher Weg führt, so darf doch von der Wiedervereinigung in Umkehrung eines scholastischen Satzes behauptet werden: ultimum in executione — primum in intentione! „Das Ökumenische Konzil darf nicht zu Ende gehen — das ist unser Gebet —, bevor ein entscheidender Schritt dahin getan ist, die Abstände zu verringern“

(587). Es wurde oft genug ausgesprochen und auch hier wieder dringend erbeten, daß das Konzil keine neuen Gräben ausheben und die „itio in partes“ (587) nicht fortsetzen möge, die seit den Zeiten der Reformation, kaum unterbrochen, vor sich gegangen ist. Als erste Voraussetzung dafür versteht sich von selbst „eine Brüdergesinnung gegenüber den nichtkatholischen Christen, und zwar nicht bloß unter dem Aspekt der ‚Heimholung ins Vaterhaus‘, sondern zuerst um der Buße und Wiedergutmachung willen für vier und mehr Jahrhunderte des Streits, der Verfolgung und der Selbstgerechtigkeit“ (659/660). Es werden manche konkreten Anregungen gegeben, wie diese Brüdergesinnung nach Ausdruck suchen sollte, so etwa in der Herausstellung des gemeinsamen Glaubens (672), in aufrichtiger Zusammenarbeit auf der Basis dieses Glaubens (681, 694), in der Wegbereitung für eine Auseinandersetzung bona fide zwischen Gleichen und unter Gleichen und den Verzicht auf die Akzentuierung des „dogmatischen Vorranganspruchs“ im Verkehr mit den getrennten Gemeinschaften (672).

Aber die Kernfrage der Wiedervereinigung ist eben doch die dogmatische. Zwar wird mit Recht auch für das dogmatische Gespräch gefordert, daß man „vom Selbstverständnis der anderen Konfessionen auszugehen“ habe (694). Aber das wird, abgesehen von einer Verbesserung des menschlichen Klimas, worin sicher noch vieles getan werden kann, nur einen Wert haben, wenn man gleichzeitig bereit ist, zu überprüfen, ob nicht manchmal doch „geschichtlich gewordene Traditionen mit der göttlichen Traditio gleichgesetzt und damit geschichtlich-kontingente Elemente verabsolutiert worden sind“ (694). Mit dieser Formulierung ist in theologischer Redlichkeit und Ausgewogenheit sehr viel gesagt und verlangt.

Noch eine Überprüfung wird gewünscht. Sie bezieht sich nicht allein auf die christliche, sondern auf die Ökumene der Menschheit, die ja in der Sache der Wiedervereinigung nie aus den Augen verloren werden darf; aber vielleicht betrifft sie den ersten Schritt, der auf dogmatischem Gebiet überhaupt zu tun ist. „Das harte Wort ‚Extra Ecclesiam nulla salus‘ könnte durch das Konzil eine autoritative Erklärung erfahren, die auch dem Nichtchristen, nämlich ungefähr einer Milliarde nichtchristlicher Asiaten, in einfacher Sprache die wesentliche Toleranz des Christentums klar verständlich macht“ (589). Auch diese Formulierung verrät die Weitsicht und Gemessenheit eines Theologen aus einer großen Schule. Und um die Anonymität am Ende doch noch zu durchbrechen, soll bemerkt werden, daß dieser Bericht in den beiden letzten Zitaten Dominikanern und einem Jesuiten das Wort überlassen hat.

Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens

Sozialhilfe in der freien Gesellschaft

Die „Sozialhilfe“ löst in der Sprache des Gesetzes die bisherige öffentliche Fürsorge ab, über deren Reform die Herder-Korrespondenz (zuletzt 13. Jhg., S. 121 ff.) wiederholt berichtet hat. Der 3. Deutsche Bundestag schloß sie mit dem Bundessozialhilfegesetz vom 30. 6. 1961 ab, das am 5. 7. 1961 im Bundesgesetzblatt, Teil I, S. 815 ff., veröffentlicht worden ist. Das Gesetz tritt am 1. 6. 1962 in Kraft.

Über den parlamentarischen Abschluß haben Presse und Rundfunk ausführlich berichtet, so insbesondere über die 2. und 3. Lesung im Bundestag am 3., 4. und 5. Mai 1961 und über die 2. Beschlußfassung des Bundesrates am 26. Mai 1961. Im Bundestag stimmten bei der Schlußabstimmung 190 Abgeordnete der CDU/CSU für das Gesetz, 153 Abgeordnete der FDP und SPD gegen das Gesetz. Im Bundesrat stimmten die Länder Baden-Württemberg, Bayern, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Saarland und Schleswig-Holstein für das Gesetz, die von